

# Orte des Denkens – mediale Räume

Psychoanalytische Erkundungen

PSYCHOANALYTISCHE BLÄTTER | BAND 33

Vandenhoeck & Ruprecht

Insa Härtel, Orte des Denkens – mediale Räume

# Orte des Denkens – mediale Räume

Psychoanalytische Erkundungen

herausgegeben von  
Insa Härtel / Lars Church-Lippmann /  
Christine Kirchhoff / Anna Tuschling /  
Sonja Witte

PSYCHOANALYTISCHE  
**BLÄTTER**  
Band 33

---

Vandenhoeck & Ruprecht

PSYCHOANALYTISCHE  
**BLÄTTER**

Herausgegeben von Susann Heenen-Wolff, Brüssel,  
und Jörg Wiese, Nürnberg.

---

---

- Band 26: Der Fokus  
herausgegeben von Rolf Klüwer und Rudolf Lachauer
- Band 27: Verwicklungen  
herausgegeben von Elfriede Löchel und Insa Härtel
- Band 28: Psychoanalyse und Kindheit  
herausgegeben von Jörg Wiese
- Band 29: Trauma und Wissenschaft  
herausgegeben von André Karger
- Band 30: Vergessen, vergelten, vergeben, versöhnen?  
herausgegeben von André Karger
- Band 31: Das Motiv der Kästchenwahl:  
Container in Psychoanalyse, Kunst, Kultur  
herausgegeben von Insa Härtel und Olaf Knellessen
- Band 32: Kino zwischen Tag und Traum  
Psychoanalytische Zugänge zu »Black Swan«  
herausgegeben von Dirk Blothner und Ralf Zwiebel
- 
- 

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in  
der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten  
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-525-46124-2

ISBN 978-3-647-46124-3 (E-Book)

© 2013, Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG, Göttingen /  
Vandenhoeck & Ruprecht LLC, Bristol, CT, U. S. A.  
[www.v-r.de](http://www.v-r.de)

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich  
geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen  
Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.  
Printed in Germany.

Satz: SchwabScantechnik, Göttingen

Druck und Bindung: ⊕ Hubert & Co, Göttingen

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

## Tabula Gratulatoria

Isabel Bataller Bautista  
Karin Dahlke  
Angelika Ebrecht-Laermann  
Anna Gätjen-Rund  
Helga Gallas  
Thomas Ganser  
Lilli Gast  
Heiner Menzner  
Helmut Reichelt  
Christa Rohde-Dachser  
Roman Rudyk  
Brigitte Scherer und Matthias Waltz  
Peter Schneider  
Erhard Tietel  
Gerhard Vinnai  
Birgit Volmerg  
Rolf-Peter Warsitz



## Inhalt

Vorwort .....	7
<i>Lilli Gast</i>	
Das Subjekt in der Zeit. Einige psychoanalytische Überlegungen zur Ethik der Endlichkeit und der Generationalität .....	15
<i>Anna Tuschling</i>	
Begierde contra Begehren. Lacans Antwort auf Kojèves Anthropologisierung Hegels .....	28
<i>Gerhard Vinnai</i>	
Räume des Wünschens .....	40
<i>Christine Kirchhoff</i>	
Stimme, Licht und Schatten des Objekts. Bemerkungen zur Erkenntnis mit der Psychoanalyse ..	52
<i>Katharina Rothe</i>	
Spannung halten im Denken .....	62
<i>Angelika Ebrecht-Laermann</i>	
Schreib <i>das</i> auf! Über einige Schwierigkeiten, Gedanken in Worte zu fassen .....	71

*Sonja Witte*

Wohllollende Analytiker und nonkonformistische  
Gesellschaftskritiker im Kino. Eine Interpretation  
zeitgenössischer Massenkulturtheorie . . . . . 81

*Helga Gallas*

Slavoj Žižek als Filmanalytiker . . . . . 94

*Anna Gätjen-Rund*

Die Couch – ein Funkloch? Oder: Immer online ... .. 104

*Sabine Offe*

Schuldig Sprechen. Eine Märchenlektüre . . . . . 116

*Insa Härtel*

Ans Licht: Sally Manns „Venus after School“ . . . . . 128

*Isabel Bataller Bautista*

Experimentelle Psychologie und Psychoanalyse  
in ihrer Beziehung zur Universität. Ein geschichtlicher  
Exkurs über Grenzen und Chancen . . . . . 138

*Brigitte Scherer und Matthias Waltz*

Subjektivierung in Organisationen . . . . . 151

Die Autorinnen und Autoren . . . . . 171

## Vorwort

Mit diesem Band möchten wir das Denken Elfriede Löchels würdigen, welches nicht zuletzt Orte des Denkens selbst betrifft – und zu diesem kontinuierlich anregt.

Elfriede Löchels Arbeit kann man als ein Denken zwischen Räumen bezeichnen: Das betrifft das Denken zwischen klinischer Praxis und Wissenschaft an der Universität, aber auch die von ihr vertretene psychoanalytische Forschung selbst, der es – so lässt sich nicht zuletzt angesichts des Spektrums ihrer Arbeiten feststellen – um das Denken von Zwischenräumen geht, besonders auch um die Konfrontation mit dem Wunsch, diese zu übergehen oder zu umgehen. „Wünschen kann man immer ...“ Gerade aber, dass immer etwas zu wünschen übrig bleibt, ist weder Anlass zur Resignation noch Aufforderung, die Wünsche schnell erfüllt sehen zu wollen und die Lücken zu schließen, sondern eine intellektuelle Herausforderung und ein Versprechen. Die Arbeiten Elfriede Löchels zeichnen sich auch durch die erbrachte Übersetzungsleistung aus: eingedenk der Differenz, die psychoanalytische Haltung in Forschung zu übersetzen. Dass es dabei darauf ankommt, zwischen gleichschwebender Aufmerksamkeit auch für die scheinbar nebensächlichen Details, dem Hören auf Affekte und Einfälle und dem klaren, fokussierten Denken und Formulieren hin- und herwechseln zu können, das zeigen ihre Arbeiten auf großartige Weise und machen die Lektüre zu einem Vergnügen.

„Wissenschaftliche Texte werden normalerweise nicht wie Briefe gelesen“, schreibt Elfriede Löchel, doch wäre Lektüre in dieser Weise vielleicht „die höchste Würdigung, die man einem Text erweisen kann“ (Löchel, 2008, S. 40). Das bedeutet, mit einem Text nicht als einem stillgestellten Objekt zu verfahren, welches es zu erfassen, zu zitieren oder zu revidieren gilt, sondern Lesen als eine „Kreuzung“ des Begehrens zu verstehen, des eigenen mit dem Begehren des Texts. Nicht unähnlich der analytischen Situation wird so der Übertragung Raum gegeben und das heißt der damit verbundenen Frage des Subjekts nach dem Begehren eines Anderen: „Was will er mir?“ (Löchel, 2008, S. 39). Jeder Brief, jeder Text ist so mit Elfriede Löchel als ein Ort des anderen zu lesen, dessen Adressat „während des Schreibens und im Geschriebenen als Abwesender anwesend“ ist (S. 39), für den Schreibenden immer auch Platzhalter eines „größeren Anderen und einer nicht aufhebbaren Abwesenheit“ (S. 39). Sich nicht dazu verführen zu lassen, die an diesem Ort/dieser Kreuzung entstehende Ratlosigkeit, die Irritationen und Konflikte vorschnell mit Gewissheit zu kitten, sondern dazu, diese selbst als Antworten auf die letztlich nicht zu lösende Frage „Was will er mir?“ wiederum zu befragen ist etwas, was das Denken Elfriede Löchels so wertvoll macht – ein Fort-da-Spiel der Vergegenwärtigung der „Beziehung zu der grundsätzlichen Abwesenheit [...]“, auf der die symbolisch vermittelte Welt beruht“ (S. 40): „Denkenkönnen dessen, was nicht ist“ (Löchel, 2000, S. 107).

Der thematische Schwerpunkt, der sich für unseren Band ergeben hat, ist eine Reflexion der Arten und Weisen psychoanalytischen Erkennens sowie dessen – subjekt-intrusiven – Medialität. *Subjekt-intrusiv*: Diesen Begriff haben wir Löchels Aufsatz „Versuch über das Lesen und Schreiben. Zur Psychodynamik alter und neuer Medien“ (Löchel, 2006) entnommen. Dort heißt es u. a.: „Wenn Nietzsche im Zusammenhang mit der mechanischen Schreibmaschine sagte: ‚Unser Schreibzeug arbeitet mit an unseren Gedanken‘ [...], dann möchte ich

hinzufügen: nicht nur an den Gedanken, es arbeitet auch mit an der Struktur und Verfassung von Subjektivität“ (Löchel, 2006, S. 113). Medien – von zum Beispiel der Buchstabenschrift bis zu den neuen Medien – verstricken das Subjekt nach Löchel „mit seinen Wünschen, Ängsten und Konflikten unauflöslich in ihrem Netz, weil sie mit Symbolgebrauch und Interaktion zu tun haben und weil Symbolgebrauch und Interaktion die Wege sind, auf denen Identität und Begehren, Selbst- und Weltbezug menschlicher Subjekte sich herstellen“ (Löchel, 2006, S. 114). Und so spannt dieses Zitat in seiner verdichteten Form selbst schon ein Netz zwischen Medium, Denken, Subjekt und seinen vermittelten Bezügen.

Anliegen dieser Publikation ist es, ausgehend von einem psychoanalytischen Fokus ein in dieser Hinsicht breites inhaltliches interdisziplinäres Spektrum aufzufächern. Wir haben Autorinnen und Autoren aus dem Umfeld Elfriede Löchels eingeladen, um – dem Selbstgewissen entgegen – über das Denken und Wünschen ebenso nachzudenken wie über das Verhältnis von Psychoanalyse und Medialität, welches so unterschiedliche Aspekte umfassen kann wie die Praxis des Lesens und Schreibens, die Bestimmtheit und Unbestimmtheit medialer Räume oder die mediale Verfasstheit des Subjekts in seinen differenten Weltbezügen.

In ihrem Beitrag „Das Subjekt in der Zeit“ stellt *Lilli Gast* einige „psychoanalytische Überlegungen zur Ethik der Endlichkeit und der Generationalität“ vor: Die Spannung zwischen der Unendlichkeit des Wünschens und der Konfrontation mit der eigenen Endlichkeit mache die Menschen, so Gast mit Rekurs auf Blumenberg, zu „trostbedürftigen Wesen“. Dies habe eingreifende Folgen für die psychische Repräsentation von Generationalität, da die zu betrauernde Endlichkeit im Generationenverhältnis kodifiziert werden müsse.

*Anna Tuschling* untersucht am Beispiel des Begehrens die Spuren der anthropologischen Philosophie Alexandre Kojèves in der strukturalen Psychoanalyse. Diente der über Kojève vermittelte Hegel-Bezug Lacan auch zu einer Fundierung sei-

ner Theorie und Herangehensweise, so finden sich insbesondere im Begriff des Mangels als Voraussetzung des Begehrens anthropologische Elemente, die es erneut zu befragen und zu problematisieren gilt.

In seinem Beitrag „Räume des Wünschens“ fragt *Gerhard Vinnai* nach den Implikationen der von Freud festgestellten Unerfüllbarkeit des Wünschens für eine analytische Sozialpsychologie. Kritisches Denken, so Vinnai, dürfe sich nicht nur an die Realität binden, sondern müsse sich auf die Suche nach zu verwirklichenden Möglichkeiten begeben. Mit der Loslösung von Idealen und Träumen wachse die Fixierung an „im Prinzip veränderbare soziale Realitäten“. Für eine Psychologie, die auf Veränderungen aus sei, stelle sich daher die Frage, wie Wünsche sich mit einem entwickelten Realitätssinn verknüpfen ließen.

In „Stimme, Licht und Schatten des Objekts“ macht *Christine Kirchhoff* „Bemerkungen zur Erkenntnis mit der Psychoanalyse“. Beginnend mit der von Freud geschilderten Episode, in der ein sich in der Dunkelheit ängstigender kleiner Junge sagt: „Wenn jemand spricht, wird es hell“, interpretiert sie Passagen von Hegel, Freud und Adorno und unternimmt dabei einen Streifzug, der von der Dämmerung in den Schatten des Objekts und schließlich zum Versuch führt, das Licht aus der Zukunft aufzufangen; ein Versuch, der vielleicht am besten gelingt, wenn man (auch) mit den Ohren denkt.

*Katharina Rothe* expliziert in ihrem Beitrag „Spannung halten im Denken“ die Methode psychoanalytischen Forschens, wie sie auch von *Elfriede Löchel* vertreten wird. Beim psychoanalytischen Forschen und Interpretieren, so Rothe, gelte es gleich mehrfach, die Spannung zu halten, auch die zwischen Theorie und Methode. Dies könne lustvoll sein, bedeute aber auch, Angst auszuhalten und nicht der Versuchung nachzugeben, einfache Antworten zu finden.

Der Beitrag „Schreib *das* auf!“ von *Angelika Ebrecht-Laermann* spricht „Über einige Schwierigkeiten, Gedanken in

*Vorwort*

Worte zu fassen“. Ein Ausgangspunkt ist, dass das Geschriebene nicht unbedingt vorgehenden Intentionen entspricht. Dabei ist das Schreiben nicht nur an ein Gegenüber gerichtet, sondern entsteht wie das Denken erst mittels anderer. Auch steht der zu denkende Gedanke nie nur für sich, und das Schreiben kann kaum mehr als eine Annäherung sein an das, von dem man denkt, man hätte es gedacht. *Genau das* aufzuschreiben ist insofern unmöglich, „als es ein *Das*, was aufzuschreiben wäre, nicht geben kann“, so Ebrecht-Laermann.

*Sonja Witte* interpretiert in ihrem Beitrag „Wohlwollende Analytiker und nonkonformistische Gesellschaftskritiker im Kino“ zeitgenössische Kulturtheorien, die sich auch mit der gegenwärtigen Bedeutung und Wirkung von Medien auseinandersetzen. Ausgehend von der Beobachtung, dass von theoretischen Annahmen einer „medialen Reizüberflutung“ das Kino häufig ausgenommen und gegenüber neueren Medien als „gutes Medium“ verhandelt wird, verfolgt die Autorin exemplarisch an zwei Texten die Frage: Welches Ideal vom Kino ist in diesen theoretischen Gegenüberstellungen wirksam? Auf welche Weise ist der Wunsch nach einem „idealen Bild“ im Kino auf spezifische Weise selbst virulent und konstitutiv für die Beziehung von Publikum und Film? Inwiefern also kehrt in den Theorien ein Wunsch aus dem Kinoraum wieder?

In Ihrem Beitrag über den Kulturanalytiker, Philosophen und Filmtheoretiker Slavoj Žižek gewichtet *Helga Gallas* die Interpretation von David Lynchs Werk „Blue Velvet“ aus Sicht der psychoanalytisch orientierten Literaturforschung neu. Einerseits schätzt Gallas Žižeks Analyse des Kinos als große Phantasmenmaschinerie, der auch gesellschaftlich die wichtige Funktion zukommt, über das Begehren und Wünschen zu unterrichten. Andererseits stößt Gallas auf ihr eigenes Begehren als Literaturwissenschaftlerin, Žižeks eigenwilliger Methode, die Verflechtungen der Phantasmen in „Blue Velvet“ unsystematisch und eklektisch freizulegen, eine Resthermeneutik entgegenzusetzen, die auf die möglichst kohärente „Gesamtinterpretation eines Werkes“ zielt.

*Anna Gätjen-Rund* geht in ihrem Beitrag „Die Couch – ein Funkloch? Oder: Immer online ...“ von der Präsenz und Selbstverständlichkeit des Internets gerade für Kinder und Jugendliche aus und den psychischen Bedeutungen nach, wie sie sich zum Beispiel im adoleszenten Umgang mit dem iPhone zeigen. Anhand eines Fallbeispiels zeigt die Autorin, wie ein Modus des „Immer online“ Phantasien über Getrennt- und Verbundensein in Szene setzen und zum Beispiel einen fusionären Beziehungsmodus potenziell unterstützen kann. Die neuen Techniken sind dabei ebenso in ihren verstörenden wie produktiven Bedeutungen für die Konstituierung der Subjekte auszuloten.

In ihrem Beitrag „Schuldig Sprechen – eine Märchenlektüre“ liest *Sabine Offe* das Märchen „Marienkind“ aus der Sammlung der Brüder Grimm als Beispiel für die Verwicklung familienbiografischer und generationstypischer Erinnerungen an solche Leseerfahrung, der Frage folgend: Wie verknüpft sich im Lesen des Textes die Doppelsinnigkeit von „schuldig sprechen“ mit Erfahrungen und Wahrnehmungsweisen von Schuld im Nachkriegsdeutschland? Die Ungeheuerlichkeit des damals Nichterzählten assoziiert sich in der Lektüre nicht diskursiv, sondern ästhetisch mit der Verführung der Leserin zu einer „großen Lust zu wissen“. Während der Text explizit von Verbot und Strafe dieser Verführung handelt, führt, wie die Autorin zeigt, der Erzählverlauf über das im Text Erzählte hinaus und evoziert eine Ahnung von Furchtbarkeit und Blockierung dessen, was gewusst werden könnte. Eine Lektüre, die autobiografische Erinnerungen und deren vieldeutige Botschaften jenseits der individuellen Familiengeschichte erzählbar zu machen sucht.

*Insa Härtel* widmet sich in ihrem Beitrag „Ans Licht: Sally Manns ‚Venus after School‘“ der gleichnamigen Fotoarbeit von Sally Mann aus dem Jahr 1992, die ihre Tochter nackt in Szene setzt. Manns Fotografien sind umstritten und innerhalb der Zeit zu verorten, die sie hervorgebracht hat. Härtels Ausführungen laufen darauf hinaus, dass hier nicht allein mit

dem fotografischen Medium verschränkte Fragen von „verlorener“ Kindheit, *Unschuld* oder deren Kehrseiten auftauchen. Durch das Licht im Bildhintergrund kommt vielmehr ein Nicht-Repräsentationales zum Tragen – ein infantiles Sexuelles als Denkfigur, das im Bild wiederum gerahmt erscheint.

Ausgangspunkte des Beitrags „Experimentelle Psychologie und Psychoanalyse in ihrer Beziehung zur Universität. Ein geschichtlicher Exkurs über Grenzen und Chancen“ von *Isabel Bataller Bautista* sind die Frage nach dem Platz der Psychoanalyse an der Universität und die Forderung, „die psychoanalytischen Verfahren mit naturwissenschaftlichen Methoden zu untersuchen, um zu ‚evidenzbasierten‘ Ergebnissen zu gelangen“. Sie unternimmt einen geschichtlichen Exkurs, um diese beiden Themen ins rechte Licht zu rücken, und beginnt mit der Zeit der Etablierung der experimentellen Psychologie an der Universität. Anschließend formuliert die Autorin Bedingungen, unter denen die Psychoanalyse ihren Platz an der Universität finden könne.

*Brigitte Scherer* und *Matthias Waltz* befassen sich in ihrem Beitrag „Subjektivierung in Organisationen“ mit den unbewussten Strukturen in Arbeitsumgebungen und vertiefen ihre Überlegungen anhand eines Fallbeispiels, das den Konflikt zwischen der Leiterin einer pädiatrischen Abteilung und ihren Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern schildert. Scherer und Waltz begreifen den Arbeitskontext und den Sozialtyp Organisation dabei als „psychischen Raum“, in dem sich strukturelle und unbewusste Dynamiken überlagern. Erst eine Analyse unbewusster Widerstände kann für Scherer und Waltz die anders nicht erklärbaren Vernichtungsängste der von Änderungen der gewohnten Arbeitsbedingungen betroffenen Angestellten erklären helfen. Mit *Elfriede Löchel* weisen sie zudem auf die wichtige Möglichkeit der Symbolisierung unbewusster Ängste hin, die im dargestellten Arbeitskontext durch Desinformation der Angestellten nicht möglich war.

Wir wünschen, in dieser Konstellation der verschiedenen Texte, die auf unterschiedliche Weise, in Form diver-

gender Zugänge und anhand diverser Thematiken, explizit oder implizit an Elfriede Löchels Denken anknüpfen, unsere Wertschätzung ihrer theoretischen Arbeit zum Ausdruck zu bringen.

Die Herausgeberinnen und der Herausgeber

### *Literatur*

- Löchel, E. (2000). Symbolisierung und Verneinung. In E. Löchel (Hrsg.), *Aggression, Symbolisierung, Geschlecht* (S. 85–109). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Löchel, E. (2006). Versuch über das Lesen und Schreiben. Zur Psychodynamik alter und neuer Medien. *Psychosozial*, 29 (104), 113–124.
- Löchel (2008). Spuren lesen und schreiben – Zur „Sprache des Abwesenden“ bei Freud. In F. Dirkopf, I. Härtel, C. Kirchhoff, L. Lippmann, K. Rothe (Hrsg.), *Aktualität der Anfänge. Freuds Brief an Fließ vom 6.12.1896* (S. 39–57). Bielefeld: Transcript.

*Lilli Gast*

## Das Subjekt in der Zeit

Einige psychoanalytische Überlegungen zur Ethik  
der Endlichkeit und der Generationalität

Der Generationenbegriff spielt im politischen Diskurs unserer Gesellschaft eine zentrale Rolle, wobei „Generation“ als soziologisch-demografische Ordnungskategorie verhandelt wird, die Alterskohorten vor dem Hintergrund angenommener Reproduktionszyklen voneinander unterscheidet. Generationen sind gesellschaftlich konstruierte Gruppen, die in ein *komplementäres* Verhältnis zueinander gebracht werden, das – diskursiv und performativ – immer wieder reproduziert wird.

Auch die Psychoanalyse handelt im Kern von Generationalität, und zwar vom Niederschlag dieser Ordnungskategorie im Subjekt selbst. Die Subjektseite der Generationalität ist auf der Grenzlinie zwischen innerer und äußerer, also zwischen psychischer und intersubjektiv teilbarer Realität situiert und muss einem hochkomplexen, dialektischen und folglich alles andere als konfliktfrei verlaufenden Prozess der inneren Verhandlung abgerungen werden. Das Unbewusste allerdings schert sich nicht um Ordnungskategorien, und schon gar nicht um soziologische. Vielmehr hat die in den Registern des Wunsches und des Triebanspruchs verankerte *psychische* Realität der Subjekte die Tendenz, zeitliche oder kategoriale Abfolgen und Ordnungsmuster zu unterlaufen und stattdessen dem Subtext des Unbewussten Geltung zu verschaffen.

Chasseguet-Smirgel (1975) hat die Verleugnung der Geschlechter- und der Generationendifferenz als Realitätszer-

störung bezeichnet. Die entdifferenzierende Aufhebung der Geschlechter- und Generationenunterschiede sei ein Mord an der Realität (Chasseguet-Smirgel, 1975, S. 811), insofern in diesen beiden Kardinaldifferenzen der „unantastbare Kern der Realität“ (S. 810) verankert sei. Der Antipode von Verleugnung ist Anerkennung, und es geht mir hier um jene Prozesse, die das Subjekt konstituieren, und darum, wie Verleugnung und Anerkennung der (inneren und äußeren) Realität in der Subjektwerdung und in der psychischen Verfasstheit der Subjekte ineinander verschränkt sind. Besonders deutlich wird diese spannungsvolle, konfliktreiche Verschränkung in der zeitlichen Dimension, die im Hinblick auf die Generationenfrage von besonderem Interesse ist.

Das Eingelassenwerden in die *Realität* von Zeit und Raum bringt das Subjekt hervor und macht uns zu historischen, empirischen Subjekten. Die Temporalisierung, die Verzeitlichung eines Subjekts ist einem wechselvollen und schmerzlichen Prozess abgerungen – einem Prozess, in dem Trauer und Verlust die konvertible Währung der Subjektwerdung sind.

Die Psychoanalyse Freuds verfügt über eine implizite Zeittheorie, deren zwei grundlegende Achsen, die Dialektik von Regression und Progression sowie die Nachträglichkeit, für die vorliegende Fragestellung von Bedeutung sind. Die dialektische Verschränkung dieser beiden psychischen Zeitdimensionen bewirkt, dass sich die innere und äußere Realität des Subjekts in konflikthafter Weise miteinander verknüpfen und eine eigentümliche Bewegung in der Zeit hervorbringen. Deren Charakteristikum besteht vor allem darin, dass sich auf dem linearen, progressiv nach vorn gerichteten Zeitvektor, dessen kränkende Endlichkeit betrauert werden muss, wie er sich zwischen den sogenannten Facts of Life – Geburt und Tod – aufspannt, zugleich kreisförmige rückläufige Schleifenbewegungen vollziehen, die man als die subjektive, psychische Zeit des Subjekts bezeichnen könnte. Walter Benjamins „Engel der Geschichte“ (Benjamin, 1940/1991, 9. These) gleich bewegen wir uns auf dem Zeitvektor die Lebens-

*Das Subjekt in der Zeit*

spanne durchmessend nach vorn in eine Zukunft hinein, die mit dem Tod endet; doch tun wir dies nicht etwa sehenden Auges, sondern mit zurückgewendetem, auf die Vergangenheit gerichtetem Blick, der uns erwartenden Zukunft den Rücken kehrend. Bei Benjamin fällt der Blick des Engels auf die stetig wachsenden Trümmerberge, wie sie die Katastrophen der Menschheitsgeschichte auftürmen. Freuds Blick hingegen ist in seiner Mehrdeutigkeit hochkomplex und in sich widersprüchlich, eine Art ständig changierender „Vexierbild-Blick“: Der Blick des Freud'schen Subjekts richtet sich auf die Trümmer, auf die Verwehungen und Spuren einer langen Verlustgeschichte (auf die ontogenetischen Katastrophen also) – einer Verlustgeschichte allerdings, die zugleich als Möglichkeitsbedingung des Subjekts firmiert. Erst durch Verluste bringt sich das Subjekt in Erscheinung, auch wenn es zugleich, aller errungenen und erzwungenen Realitätsanerkennung zum Trotz, deren Annullierung wünscht. Im rückwärtsgewandten Blick des Freud'schen Subjekts auf die Geschichte seiner Zerrissenheit und seiner Entzweiung nämlich liegt auch die Verheißung der Wiedererlangung jener längst verlorenen und de facto nie gehaltenen, sondern nunmehr imaginierten Unversehrtheit und Unsterblichkeit sowie das Versprechen der Wiederfindung der aufgegebenen Objekte – und zwar in eben jenem Register der narzisstischen Wunschökonomie, die die eben erwähnte Annullierung der Verluste beansprucht.

Der verdoppelte Blick, der hier im Spiel ist, ist konflikthaft und folgenreich: Die Geschichte der Verluste, die sich in unsere Konstitutionsgeschichte als Subjekte eingeschrieben hat, birgt zwar die Anerkennung der Realität, etwa unserer Sterblichkeit und Endlichkeit, doch ist diese Anerkennung durch das libidinös-narzisstische Beharren auf der Unzerstörbarkeit und Unendlichkeit unserer Wünsche *und* unserer Existenz einer permanenten Erosion ausgesetzt. Freud (1911b) hat dies in seiner Schrift „Formulierungen über zwei Prinzipien des psychischen Geschehens“ entfaltet, etwa wenn er das Realitätsprinzip als eine Ordnung versteht, die das Lustprin-

zip mit anderen, nämlich realitätsgerechteren Mitteln sichert. Das heißt, der Lustanspruch wird nicht nur nicht überwunden, er erweist sich gar als unüberwindlich. Allenfalls wird er in ein anderes Register übertragen, in einem anderen Modus psychischen Funktionierens weiterverfolgt, in einem Modus nämlich, der Umwege und Aufschübe in Kauf zu nehmen in der Lage ist. Die Anerkennung der Realität schließt also deren Indienstnahme für die libidinösen Ansprüche nicht aus – im Gegenteil: Genau diese Verwendung der Realität verhilft ihr erst, gleichsam im Gegenzug, zur Anerkennung, und zwar deshalb, weil unsere Subjektwerdung im und mit dem Wunsch beginnt, sie den Wunsch durchqueren muss, ohne ihn je zu überwinden – „nichts anderes als ein Wunsch [vermag] unseren seelischen Apparat zur Arbeit anzutreiben“, heißt es bei Freud (1900a, S. 572).

Zeit und Raum tragen sich über den Wunsch in das Subjekt ein. Seine Geschichte beginnt mit dem psychischen Akt des Wünschens: Der initiale, den psychischen Raum entfaltende Wunsch nämlich will die Umkehrung der Zeit und die Wiederherstellung eines vergangenen Moments. Damit hält bereits an der Basis der Subjektwerdung jener Konflikt Einzug, der das Subjekt als nie Ganzes und auf immer Zer-rissenes, Entzweites markieren wird. An den Rändern dieses Risses wird es sein Leben lang balancieren, sich selbst verfehlend und seiner selbst nie ganz innewerdend – und doch ist eben dieser Balanceakt das, was wir Psyche nennen: „Realität – Wunscherfüllung, aus diesen Gegensätzen sprießt unser psychisches Leben“, schreibt Freud (1985c, S. 377) schon früh an seinen Berliner Freund Fließ.<sup>1</sup>

---

1 Brief vom 19.2.1899. Interessanterweise entsteht der Wunsch ja buchstäblich in der (maternellen) „matrix“ (sic!) einer generationellen Differenz: Es ist das Befriedigungserlebnis des Kindes an der/mit der/durch die Mutter, das den libidinösen Wunsch nach Wiederherstellung der Wahrnehmungsidentität lostritt – eben jenen unzerstörbaren Wunsch, der die Anerkennung der Realität und damit auch die Anerkennung der Realität der Generationendifferenz unterlaufen wird.

*Das Subjekt in der Zeit*

So ist es dieser „wunderliche Bruch“, wie Nietzsche (1874/1966, S. 211) jene Entzweiung der innersten Struktur nennt, der uns Menschen zu historischen Subjekten macht. Die Tempi der Zeit laufen durch uns hindurch und verhindern ein Ankommen, geschweige denn ein Aufgehen in der Gegenwart – „der Augenblick, im Husch da, im Husch vorüber, vorher ein Nichts, nachher ein Nichts, kommt doch als Gespenst wieder und stört die Ruhe des nächsten Augenblicks“ (S. 211). Dieser „wunderliche Bruch“ ist der Preis unserer Subjektwerdung, die uns in ein Dasein einfügt, das Nietzsche als „ein nie zu vollendendes Imperfektum [...], ein ununterbrochenes Gewesensein“ (S. 211) charakterisiert. In dieser Formulierung Nietzsches werden Anklänge an Lacans Wiederaufnahme des Freud'schen Konzepts der Nachträglichkeit ruckbar und an seine Umschreibung der Nachträglichkeit mithilfe des Futur II, demzufolge das Freud'sche Subjekt nie das ist, was es ist, sondern das, was es einmal gewesen sein wird.

Wiederholung ist in diesem Kontext zu verstehen als ein Strukturelement der Subjektconstitution und ist als dynamische Dimension einer Zeitlichkeit des Subjekts auf erkenntnistheoretischer Ebene verankert. Man trifft hier auf jenen Aspekt der Wiederholung, der Regression und Progression in einen dialektischen Zirkel einbindet, der nicht etwa Stillstellung, sondern im Gegenteil die Dynamisierung einer (Entwicklungs-)Bewegung bewirkt. Wiederholung erweist sich als zentrales strukturbildendes und konstitutives Agens der Ausfaltung des Psychischen, als Dimension der ontogenetischen (Entwicklungs-)Geschichte des Subjekts. Damit tritt, anders als in der erstarrten Bewegung des Wiederholungszwanges, der Wiederkehr des Immer-Gleichen, das Schöpferische der rekursiven Bewegung in den Vordergrund. Wie Freud anhand der Unerfüllbarkeit und zugleich Unzerstörbarkeit des Wunsches zeigt, gibt es keine Wiederholung, die sich in sich selbst erschöpft, indem sie ihr Ziel fände. Es gibt kein Zurück zum Ersten, schlimmer noch: Es gibt weder ein Zurück noch gibt es ein Erstes – es gibt nur den Wunsch

danach, und psychoanalytisch betrachtet ist es eben dieser regressive Wunsch, der uns nach vorn treibt. Dieser Gedanke verdichtet sich in der subjekttheoretischen Konstitutionsfigur, der zufolge sich das Subjekt insgesamt der Nachträglichkeit verdankt. Analog dazu verhält sich die Nachträglichkeit des Objekts: Auch jenes regressiv-narzisstisch ersehnte Erste, *das* paradigmatische Objekt des Wunsches, ist ebenso ein nachträglich Erschaffenes. Der Wunsch erzeugt sich sein Objekt nachträglich – ein Objekt, das er zwangsläufig verfehlen muss.

Die repetitive Bewegung verläuft also an den Rändern jenes subjektkonstitutiven Risses, dem Wunsch folgend, die Wunde zu schließen, während dieselbe, zunächst restaurative Bewegung den Riss nur bestätigt, ihn offenhält und, indem sie die Nichtidentität zwischen Wunsch und Erfüllung vertieft, die Unmöglichkeit der wunscherfüllenden Wiederholung und die Unerreichbarkeit des Ursprungs wieder und wieder (sic!) in Szene setzt. In eben jener gegenläufigen Gleichzeitigkeit von (scheiternder) Restauration und (sich stets erneuernder) Entzweiung konstituiert sich die (Lebens-)Geschichte des Subjekts. Oder anders, nun in der Dimension der Zeitlichkeit, formuliert: Jedes Scheitern des Versuchs, durch Wiederholung und vollständige Wiederherstellung des Vergangenen die Zeit umzukehren oder doch zumindest stillzustellen, liefert uns der Zeitlichkeit und dem Verlust aus, verankert uns als Subjekte tiefer in Zeit und Realität, jedoch nicht ohne Rest. Das *Scheitern* des narzisstischen, regressiven Wunsches zieht uns in die Realität und just dieses Scheitern macht uns zugleich anfällig, jener Realitätsverankerung die vorbehaltlose Anerkennung zu versagen, und veranlasst uns, sie immer wieder – probenhalber, aufbegehrend, phantasmatisch – zu unterlaufen.

Scheitern jedoch birgt immerhin die Möglichkeit des Gelingens in sich, was bedeutet: Die Anerkennung des Scheiterns führt die Verleugnung der elementaren Unerfüllbarkeit unter der Hand, insgeheim und im Verborgenen mit sich. Die phantasmatische Möglichkeit des Gelingens der narzisstischen Wunscherfüllung, die Möglichkeit, über Tren-

*Das Subjekt in der Zeit*

nung, Tod und Endlichkeit zu obsiegen, der Unsterblichkeit des Wunsches auch die Unsterblichkeit der eigenen Existenz anzutragen – all dies wird auf dem Zeitvektor nach vorn geworfen und zwingt zugleich in jene in sich zurücklaufenden anachronen Kreisbahnen, in jene Volten rückläufiger Schleifen, die sich eingangs mit Walter Benjamins Gedanken beim Betrachten des *Angelus Novus* Klees verbanden. „Die Phantasie ist [...] das Medium des Unendlichmachenden; sie ist keine Fähigkeit wie die anderen Fähigkeiten – wenn man so will, ist sie die Fähigkeit instar omnium“, schreibt Kierkegaard (1849/2005, S. 52) in seiner großen Abhandlung über die *Conditio humana*. Die Phantasie gebiert jene Verzweiflung, die sich wie feine Wirkfäden in die Textur des Menschseins eingewoben hat, insofern „das Selbst aus Unendlichkeit und Endlichkeit gebildet“ (S. 50) und zwischen „Möglichkeit“ und „Notwendigkeit“ aufgespannt ist – zwei dialektische Zirkel also, die auszutarieren seine Freiheit ausmachen, aufgrund derer es zugleich auf immer wund und uneins bleibt.

Psychische Zeit bewegt sich in der Dialektik von „Nicht mehr“ und „Noch nicht“. Dies ist zugleich das Feld, in dem sich das Subjekt der notwendigen Realitätsanerkennung stellt, zu der – im Kontext des Skandalons unserer Endlichkeit – eben auch die eigene Verortung in der Generationenabfolge gehört. Das Faktum der generationellen Getrenntheit, des unentrinnbaren Verfangenseins in der generationellen Verkettung von Geburt und Tod, fordert die Anerkennung der Unumkehrbarkeit der Zeit – eine Anerkennung, die ohne Trauer und tiefe Verlustgefühle wohl nicht zu haben ist. Die nicht nur intellektuelle, sondern affektive und emotionale Auseinandersetzung mit dem unerbittlichen Vergehen und der Unumkehrbarkeit der Zeit aber beinhaltet die zweifellos schwierigste und beunruhigendste Konfrontation mit der Ordnung des Realen, die mit unserer je eigenen unwiderruflichen Sterblichkeit.

*Kein Trost möglich?*

In seinem Buch „Lebenszeit und Weltzeit“ spricht Blumenberg (1986) von der unerträglichen Spannung zwischen zwei gegenläufigen Zeitregistern, die im Grunde nichts miteinander zu tun haben, aber dennoch die *Conditio humana* in konflikthafter Weise markieren. Ergiebig für psychoanalytisches Denken ist Blumenbergs Befund, das Verhängnisvolle am Menschsein liege in dem „Mißverhältnis [...], daß ein Wesen mit endlicher Lebenszeit unendliche Wünsche hat“ (Blumenberg, 1986, S. 71 f.). Er stellt eine vom Menschen unabhängige fließende Weltzeit der verfließenden Lebenszeit des Subjekts gegenüber und beschreibt den Menschen der Moderne als Verlorenen in der Zeit – Anklänge an die Kierkegaard'sche dialektische Entgegensetzung von Unendlichkeit und Endlichkeit werden wach, allerdings kehrt dies bei Blumenberg als fast gewaltförmiges Kräfteverhältnis wieder. Die Gewalt, die hier wirkt, ist die unerbittliche Gleichgültigkeit einer „rücksichtslos“ fortschreitenden Weltzeit, die von den Subjekten jene Anerkennung einfordert, die sie ihnen selbst versagt. Wir werden genötigt, so Blumenberg, unsere Existenz als ephemere „Episode zwischen Natalität und Mortalität“ (S. 183) zu begreifen und uns der Kränkung zu stellen, dass die Welt nach unserem Tod fort dauert und wir keinen privilegierten Platz in ihr innehaben, dass wir also – und dies ist unsere *einzig*e Gewissheit – irgendwann sehr wohl aus der Welt(-zeit) fallen werden. Die Divergenz von Weltzeit und Lebenszeit ist nicht nur eine narzisstische Kränkung, ihr wohnt auch ein Schrecken inne, der uns zu ebenso Trostbedürftigen wie Untröstlichen macht. Realität macht sich geltend durch die „Rücksichtslosigkeit der Welt gegen das Wunschsubjekt“ (S. 66). Nur vordergründig paradoxerweise ist genau dieses Auseinander-treten von Lebenszeit und Weltzeit jener Moment, an dem die Geschichte des Subjekts beginnt, das Scharnier, an dem es als historisches Subjekt in Zeit und Geschichtlichkeit eingelassen wird. Wir kennen diese Figur von Freud, vor allem

im Zusammenhang mit seiner Narzissmus-Konzeption und seiner dialektischen Konzeptualisierung von Lust- und Realitätsprinzip. „Geschichte ist“, schreibt Blumenberg, „die Trennung von Erwartung und Erfahrung“ (S. 66).

Unverkennbar: Auch Blumenberg spricht von jener „wildbewegten Einsamkeit des Schreckens“ (Schelling), die sich in den Bahnen einer ebenso ungebetenen wie unvermeidlichen Konfrontation mit dem frostigen, von unseren Wünschen und Ängsten gänzlich unbeeindruckten Absolutismus der Wirklichkeit als anthropologische Grunderfahrung gleichsam im Kern unserer Existenz eingenistet hat. Der Tod und das Wissen um unsere Sterblichkeit und Endlichkeit machen uns neben all den Kränkungen der Realität paradigmatisch zu trostbedürftigen und trostsuchenden Wesen.

Fordert nun aber nicht gerade die Konfrontation mit der Generationalität die Anerkennung der Vergänglichkeit der Lebenszeit und der Endlichkeit der eigenen Existenz ein, ist nicht diese Anerkennungsleistung die *Conditio sine qua non* jeglicher psychischer Repräsentanz, die Grundbedingung einer symbolischen Repräsentierbarkeit der Generationendifferenz? Und würde das nicht bedeuten, dass diese Realitätsaspekte nicht erst zum Faktum brutum der Generationalität hinzutreten, um dieser dann ein konflikthafte Gepräge zu verleihen, sondern dass vielmehr die schiere Tatsache der Generationalität gleichsam *sui generis* konflikthaft ist? Dass Generationalität in elementarer Weise bereits konstitutiv durchdrungen ist von eben jenen hochbrisanten Realitätsaspekten, jedes ein Skandalon für sich, die im Phänomen des Trostes und der Trostbedürftigkeit ihr hochspezifisches und hochambivalentes Echo finden?

In einem erst posthum aus dem Nachlass veröffentlichten Entwurf einer philosophischen Anthropologie formuliert Blumenberg den Trost als „eine Kategorie, deren Eigentümlichkeiten aufs engste mit den Merkmalen der Spezies Mensch zusammenhängen“ (Blumenberg, 2006, S. 623), als anthropologisches Datum also. Dabei beruft er sich auf Georg Simmel,

der den Menschen ebenfalls als trostsuchendes Wesen bezeichnete und dabei auf den Unterschied zwischen Trost und Hilfe hinwies. Hilfe suche auch das Tier, doch der Trost sei das „merkwürdige Erlebnis, das zwar das Leiden bestehen lässt, aber sozusagen das Leiden am Leiden aufhebt, er betrifft nicht das Übel selbst, sondern dessen Reflex in der tiefsten Instanz der Seele“ (Simmel, zit. nach Blumenberg, 2006, S. 625). Hilfe also will die Realität verändern, Trost verzichtet darauf. Allerdings, so Blumenberg, ist dieser Verzicht nicht freiwillig, sondern beruht auf der durchaus schmerzlichen Anerkennung der Begrenztheit der eigenen Möglichkeiten. Trost und Trostbedürftigkeit scheinen hier als Korrelate der elementaren Hilflosigkeit des Menschen auf und verweisen auf die ebenso elementare Unmöglichkeit, ihm zu helfen. Das Bewusstsein der Vergänglichkeit alles Lebenden, das Wissen um die Sterblichkeit auch der Nächsten, versieht den Menschen mit einer, wie Blumenberg schreibt, „Trostbedürftigkeit bis an den Grenzwert der Untröstlichkeit“ (2006, S. 626). Mit anderen Worten: Die Verlorenheit der Subjekte in der Zeit, jener „einsame Schrecken“ im Innersten der *Conditio humana* findet hier seinen Widerhall im Aufeinanderprallen von absoluter Trostbedürftigkeit und absoluter Untröstlichkeit. Doch, wie tröstend anzumerken bliebe, innerhalb dieser Begrenztheit entfaltet die Trostsuche ihre Wirksamkeit.

Simmel nun maß dem Trost den erkenntnistheoretischen Rang einer *Kategorie* im Sinne einer grundlegenden Explikation der menschlichen Realität bei, und in dieser Funktion hat die Kategorie des Trostes, wie Blumenberg (vgl. 2006, S. 627) fortführt, eine zweifache Bedeutung: Zum einen dient der Trost einer Vermeidung der Auseinandersetzung mit der Realität und zum anderen stellt er die Möglichkeit bereit, die sich daraus ergebenden Folgen zumindest partiell abzuwälzen oder institutionell zu delegieren. Damit wird der Trost zu einer Form der Distanzierung von der Wirklichkeit – zu einer „*actio per distans*“, im Grenzfall gar zu einem Modus des Verlustes von Wirklichkeit (vgl. S. 627). Trost erweist sich so als

*Das Subjekt in der Zeit*

eine illusionäre Überformung der Realität und ist auf jenen Umwegen anzutreffen, die das Lustprinzip unter dem Druck des Realitätsprinzips zur Sicherung seiner Ansprüche nimmt.

Man könnte nun fragen, welche kollektive Absicherung dem Trostbedürfnis etwa in der Generationenfolge und im kollektiven Umgang mit der Generationendifferenz zuteil wird. Blumenberg folgt den Spuren eines vermuteten qualitativen und quantitativen Rückgangs dieser gesellschaftlichen Sicherungen und Vergewisserungen. Mehr und mehr seien der Trost und das Trostbedürfnis unter Verdacht geraten, eine schiere „Vermeidung von Bewusstsein“ (S. 629) zu sein, während das Selbstverständnis des Subjekts der Moderne doch gerade in der Erzeugung von Bewusstsein liege und darin, auf präformierte Daseinsituationen zu verzichten und stattdessen alle möglichen Daseinsrisiken einzugehen (vgl. S. 630) – eine Sichtweise, die aus subjekttheoretischer Perspektive zweifellos zu diskutieren wäre.

Anders als die Psychoanalyse rechnet Blumenberg hier nicht mit der List der Vernunft: Nicht von Ungefähr befindet Freud im „Unbehagen in der Kultur“ ebenso lakonisch wie apodiktisch, „das Leben, wie es uns auferlegt ist, sei zu schwer für uns“ (Freud, 1930a, S. 433). Die Frage ist also, was an die Stelle der klassischen Formen der „Bewusstseinvermeidung“ getreten ist, wenn die kollektive Verlagerung in präformierte Rituale und institutionalisierte Schablonen nicht mehr greift. Haben wir es mit atomisierten, hochindividualisierten Ritualisierungen zu tun, die uns als neue Leiden der Seele imponieren? Was bedeutet es, wenn die Subjekte angesichts ihrer kränkenden Endlichkeit, ihres Verfangenseins in der Generationenfolge, ihres Verhaftetseins auf dem Zeitvektor von Geburt bis Tod auf sich selbst zurückverwiesen werden? Und muss dies nicht Konsequenzen für den Verkehr der Generationen haben?

Das gemeinsame Dritte von Verlust und Trost ist die Trauer, die psychische Arbeit, die beides uns abverlangt. Gilt jene von jeglichem Trost unerreichbare Untröstlichkeit, die

# Vandenhoeck & Ruprecht

Fragen der Medialität und Reflexionen des psychoanalytischen Erkennens bilden den Schwerpunkt dieses Bandes. Der Bogen spannt sich etwa zwischen Bewegungen des Wünschens, der Praxis des Lesens und Schreibens, einem Denken mit den Ohren und Bedeutungen und Wirkungen von Medien, Erinnerungskonstellationen, Fragen der Verfasstheit des Subjekts oder dem Verhältnis zwischen Psychoanalyse und Universität. Ausgehend von einem psychoanalytischen Fokus wird ein breites interdisziplinäres Spektrum aufgefächert – um »zwischen den Räumen« und dem Selbstgewissen entgegenszudenken.

## Die Herausgeber

Insa Härtel ist Professorin für Kulturwissenschaft mit Schwerpunkt Kulturtheorie und Psychoanalyse an der International Psychoanalytic University Berlin (IPU).

Lars Church-Lippmann ist Diplom-Psychologe beim Kinder- und Jugendpsychiatrischen Dienst Spandau.

Christine Kirchhoff ist Juniorprofessorin für Psychologie mit Schwerpunkt psychoanalytische Kulturwissenschaften an der International Psychoanalytic University Berlin (IPU).

Anna Tuschling ist Juniorprofessorin für Medien und anthropologisches Wissen am Institut für Medienwissenschaft der Universität Bochum.

Sonja Witte ist Wissenschaftliche Mitarbeiterin an der International Psychoanalytic University Berlin (IPU).

ISBN: 978-3-525-46124-2



9 783525 461242

[www.v-r.de](http://www.v-r.de)